

halbstark

DIE KÖPFE UND THEMEN UNSERER GENERATION

Nr. 3 – Herbst/Winter 2009



Der Glücks-Haase

Student im Glück: Was **Nino Haase** mit drei Millionen Euro macht

SEITE 12



Bauchladen-Babys

Flucht ins Ausland: Wo kinderlose Paare eine **Leihmutter** finden

SEITE 8

Wanderbare Jahre

Auf der Walz: Warum **Kay Kruse** nicht nach Hause darf

SEITE 5



Ohne Moos nix los?

Die Armen & die Reichen

Das studentische Magazin
in der taz



Rupert Neudeck
fordert Einreise statt Abschiebung

Nebenblowjob
Eine Studentin verkauft ihren Körper – freiwillig

Elektrozirkus
Die Band Trike geht auf Europatournee – ganz ohne Kohle

Guten Tag.



Editorial

Studium, kein Geld auf dem Konto und Kinder unterwegs? Kein Problem! Wer in den sechziger oder siebziger Jahren studiert hat, war häufig arm, aber wenigstens hoffnungsvoll: Die fetten Jahre schlugen durch, und eine akademische Ausbildung galt als Jobgarantie. Mit Ausnahme der Philosophen natürlich, die bereits damals das Label »Taxifahrer in spe« verpasst bekamen.

Heute sieht die Sache anders aus: Studenten arbeiten dichtgedrängte Stundenpläne ab, werden durch Ruckzuck-Reformen gegängelt und bedrängt. Die Elite von morgen ist verunsichert; Existenzängste nehmen zu. Und auf vielen

lastet die Gewissheit, dass sie den Sozialstatus und das Einkommen der Eltern nie und nimmer erreichen werden.

So vollzieht sich ein Trend, der auch in der Politik zu beobachten ist. Die Gesellschaft teilt sich immer stärker in zwei Gruppen: diejenigen, die das Tempo halten, und diejenigen, die bei der Hatz auf der Strecke bleiben.

In diesem Licht erscheint auch das Ergebnis der Bundestagswahl konsequent: Wer etwas hat, wählt die FDP. Wer unzufrieden, pleite oder sonstwie prekär unterwegs ist, fühlt sich wohl bei Oskars Revolutionsstammtisch. Dazwischen liegt

die ausgepresste Mitte, der laut Umfragen nur noch wenig zugetraut wird.

Die aktuelle Ausgabe von *Halbstark* beschäftigt sich mit einer Gesellschaft, die immer stärker von Sein und Haben bestimmt wird: Wir treffen Menschen, die sich nichts leisten können, und Menschen, die auf nichts verzichten müssen. Menschen, die von Luxus träumen – und solche, die ihre Besitztümer ganz bewusst zurücklassen. Ganz nebenbei klären wir die Frage: Wie überquert man die Pyrenäen – ganz ohne Zelt und Geld?

Viel Spaß beim Lesen!

✉ redaktion@halbstark-online.de

Produktionsnotizen

In **drastischen Worten** berichtete in unserer ersten Ausgabe (»Die Zornigen«) eine junge Stewardess von unangenehmen Erlebnissen aus ihrem Berufsalltag. Der Text ist jetzt auch wissenschaftlich untersucht: An der Universität Brünn (Tschechien) war er kürzlich Grundlagenmaterial für eine Bachelorarbeit. Das naheliegende Thema: »Derbe Ausdrucksweise in Printmedien«. Fazit der Untersuchung: 18 »Vulgarismen und derbe Ausdrücke« in nur 28 Sätzen. *Halbstark* eben.

Ein **Heiratsantrag** hat unsere Autorin Annika Müller während ihrer Recherchen zu dieser Ausgabe bekommen: Sie sprach mit jungen illegalen Einwanderern, die in Spanien ihr Geld als Erntehelfer verdienen und unter ärmlichsten Umständen leben. Viele träumen davon, irgendwann einmal in Deutschland Wohlstand zu erlangen – ein senegalesischer Gesprächspartner hoffte daher, sie noch während des Interviews zu einer spontanen Hochzeit überreden zu können.

Jede **Menge Schimmel** hielt unseren Fotografen Arne Magold in Atem. Für das Titelbild wollte er den Inhalt einer Dose Kaviar zum Schimmeln bringen. Das Problem: Kaviar schimmelt schlecht; Arne musste also eigens züchten. Das Ergebnis diverser unappetitlicher Experimente in seiner Küche war eine beeindruckende Vielfalt: Grün-, Schwarz-, Rot-, Blau-, Gießkannen-, Köpfchen- und endlich auch der gewünschte Pinsel-Schimmel. Arnes Erkenntnis: »Frischkäse schimmelt am schönsten.«

Titelfoto: Arne Magold. Kleine Fotos Seite 1: Arne Magold. Foto Seite 2: jala/photocase.com. Illustrationen Titelseite und Seite 2: Dirk Henry.

Halbstark

Über uns

Wir sind erwachsen, aber nicht angekommen: In **Halbstark** schreiben junge Autoren über junge Themen. Jede Ausgabe präsentiert Köpfe und Themen unserer Generation, stellt vielfältige Lebensentwürfe dar – und zeigt Gemeinsamkeiten auf, wo keine erwartet werden. Erwachsen, aber nicht angekommen: *Halbstark* eben.

INHALT

- Nebenblowjob**
Leben zwischen Freistunde und Freier 03
- Riskantes Doppelleben**
Ein Forscher über Folgen der Prostitution 03



Auf Irrwegen

Flüchtlingshelfer **Rupert Neudeck** fordert Einreise statt Abschiebung 04

Wanderbare Jahre

Zylinder auf und los: mit Gesellen auf der Walz ... 05



Elektrozirkus

Die Popduo **Trike** tourt seit Monaten durch Europa – zu Fuß, ohne Geld und ohne Plan 06

Die Welt zu Gast bei Fremden

Couchsurfing: gratis um den Globus 06

Auf der anderen Seite

Studieren in Südafrika: »Don't call the cops!« 08

Strichworte

Intime Porträts der Huren von Rio 09



Bauchladen-Babys

Da **Leihmutterschaft** in Deutschland verboten ist, flüchten Kinderlose ins Ausland 10

Unter Geiern

Über die Pyrenäen ohne Zelt und ohne Geld ... 11



Der Glücks-Haase

Nino Haase gewinnt bei Stefan Raab drei Millionen – und hat jetzt sehr spezielle Sorgen 12

Bei meinem ersten Kunden hatte ich kein Gleitgel dabei. Ich hatte vorher erst zwei Mal in meinem Leben Sex gehabt und dachte, es würde dieses Mal auch einfach so funktionieren. Wie naiv ich war! Als es nicht klappte, hatte ich Angst, dass sich mein Kunde – ein junger Grieche – bei den Bordellbesitzern über mich beschwert. Doch er hatte Verständnis. Als Entschädigung habe ich ihm einen geblasen, das war dann auch okay.

Mit 18 Jahren, kurz vor dem Abitur, habe ich begonnen, gegen Geld mit fremden Männern zu schlafen. Nicht dass ich das Geld unbedingt gebraucht hätte: Ich bekam genauso viel Taschengeld wie meine Mitschülerinnen. Aber ich wollte mehr, träumte von einem Luxusleben: Drogen, Lifestyle, Männer – das wollte ich auch erleben.

Also bin ich einfach zu dem Bordell in meinem Heimatort gegan-

»Immer häufiger ekle ich mich vor der Lächerlichkeit des Augenblicks.«

gen, das auf mich glamourös wirkte. Gottseidank haben die Betreiber es nicht so genau genommen: Obwohl sie mich eigentlich erst im Alter von 21 Jahren bei sich arbeiten lassen dürften, habe ich dort ab dann zwei bis drei Mal die Woche meinen Körper verkauft. 100 Euro habe ich dafür pro Stunde bekommen. Meiner Mutter habe ich erzählt, ich würde die Zeit mit meinem neuen Freund verbringen. Sie weiß bis heute nicht, wie ich mein Geld verdiene.

Mit den Männern aufs Zimmer zu gehen, war nicht toll – aber gleichzeitig neu und aufregend. Ich fühlte mich geschmeichelt, dass diese reichen, wichtigen Männer Geld zahlten, um mit mir schlafen zu dürfen. Beim zweiten Kunden lief alles auch schon viel besser. Natürlich hat der viele Alkohol geholfen: Immer stand Sekt bereit, ich habe in dieser Zeit sehr viel getrunken, um mir Mut zu machen. Den Männern hat das gefallen, weil wir dadurch tabuloser wurden.

Der verruchte Ruf des Rotlichtmilieus, das Verbotene, das Doppelte – das hat mir den Kick gegeben: Morgens mit 500 Euro mehr in der Tasche aus dem Bordell zu kommen,

in irgendeiner Bar einen Drink zu bestellen und nicht aufs Geld achten zu müssen! Anschließend bin ich direkt zur Schule gefahren, habe gelernt – und bin in den Pausen dann irgendwo eingepennt. Für mich war das ein wilder, alternativer Lifestyle.

Das Geld, das ich verdient habe, musste ich dann leider heimlich, ohne meine Freundinnen ausgeben: Ich konnte ihnen ja nicht erklären, wo es herkommt. Trotzdem habe ich es genossen, mir so viele typische Mädchensachen zu kaufen: Schuhe, Schmuck, Kleidung. Ich konnte einfach mal so in ein Hotel spazieren, dort für 50 Euro essen und zehn Euro Trinkgeld geben – diese Freiheit hatten meine Freundinnen nicht!

In Hamburg studiere ich seit kurzem an der Uni; nebenbei habe ich weiterhin bezahlten Sex, ungefähr drei bis vier Mal pro Woche. Die Männer lerne ich über ein Internetportal kennen: Die meisten sind Anfang 30 und verheiratet, meist Mittelständ-

ler, Geschäftsleute. Manche laden mich in ein Hotel ein, die meisten kommen aber zu mir nach Hause. Die glamouröse Atmosphäre des Bordells fehlt dadurch natürlich völlig: Es gibt kein gedimmtes Licht mehr, keine Unterhaltung, keinen Luxus, keinen Sekt – nur noch Sex.

Mittlerweile ist es für mich daher pure Arbeit geworden. Immer häufiger ekle ich mich dabei – vor den Männern, aber auch vor mir selbst. Vor der Lächerlichkeit des Augenblicks, vor meinem und vor seinem Stöhnen. Vor allem aber vor den ständigen Fragen: »Gefällt es dir, wie ich dich ficke?« Das ist alles so kränkend. Da kauft dich jemand, da kauft jemand alles. Bevor ich einen Mann bei mir zu Hause empfangen, ziehe ich jetzt immer ein zweites Bettlaken auf: Ich könnte es nicht ertragen, später Haare oder andere Spuren zu entdecken.

Eigentlich würde ich auch ohne die Prostitution gerade so über die Runden kommen, schließlich bekomme ich auch noch Geld von meinen Eltern. Deshalb schäme ich mich auch, dass ich nicht schon längst damit aufgehört habe. Ich hoffe, dass es mir spätestens nächstes Jahr gelingt –

und denke gleichzeitig: So schnelles Geld werde ich nie wieder verdienen. Und mal ganz im Ernst: Wer einmal in seinem Leben 100 Euro Stundenlohn bekommen hat, arbeitet doch nicht für 8,50 Euro die Stunde als Aushilfe im Eiscafé, wie meine Kommilitoninnen es tun!

Natürlich hat mein Job eine weitere Schattenseite: Ich kann mit niemandem über meine Erfahrungen, meine Probleme sprechen – denn es darf ja keiner wissen, was ich mache. Das ist hart, gerade bei einem Job, der dich so extrem emotional berührt. Wenn jemand so in dich eindringt, in deinen Körper und deine Seele, dann kannst du das nicht einfach so vergessen. Doch statt mit jemandem darüber zu reden, muss ich mir ständig neue Lügen ausdenken, um nicht aufzufliegen: an der Uni, bei meinen Eltern, sogar bei meinem Freund. Durch Zufall hat er vor kurzem die Wahrheit herausgefunden und Schluss gemacht. Ich vermisse ihn und leide sehr darunter.

Letztlich spiele ich also nicht nur vor meinen Kunden eine Rolle – sondern auch in meinem Alltag, vor den Menschen, die mir wirklich etwas bedeuten. Das ist ein grauenvolles Gefühl, manchmal denke ich auch: ein einziger Sumpf aus Scheiße. Woher soll ich da noch die Lust zum Leben nehmen?

Doch der Lockruf des Geldes ist immer noch zu stark, dieses imaginäre Dollarzeichen vor den Augen lässt mich nicht los. Auch deshalb freue ich mich trotz allem auf meinen nächsten Stammkunden, einen mehrfachen Millionär. Er holt mich mit seinem Mercedes ab und lädt mich in ein schickes Hotel ein. Das hat Glamour, ein bisschen so wie früher.

Protokoll: Sarah Hasse
Illustration: Dirk Henry

*Name von uns geändert

Nebenblowjob

Sie ist jung und braucht das Geld – eigentlich nicht. Trotzdem verkauft Christin*, 20 Jahre alt und Studentin, ihren Körper.



Riskantes Doppelleben

Prostitution, ein Nebenjob wie jeder andere? Der Sexualwissenschaftler Jakob Pastötter hält das für unmöglich.

Tagsüber studieren, abends den eigenen Körper verkaufen: Das ist der Alltag von Christin* (siehe Text oben). Kann Prostitution ein ganz normaler Nebenjob sein?

Nein. Wäre Sexualität eine Dienstleistung wie jede andere, könnte man sie überall kaufen. Viele Prostituierte steigern sich aber in die Vorstellung eines normalen Jobs hinein – selbst wenn sie sich bewusst sind, dass ihr Umfeld das anders sieht. Über so etwas plaudert man ja nicht bei Kaffee und Kuchen mit den eigenen Eltern.

Christin prostituiert sich seit Jahren, doch erst seit kurzem verspürt

sie dabei auch Ekel – weshalb ist das Ihrer Meinung nach so?

Manche Menschen sind sehr gut im Verdrängen. Sie genießen den finanziellen Luxus und nutzen den eigenen Körper als Mittel zum Zweck. Viele Frauen, die sich über eine längere Zeit hinweg prostituieren, nehmen ihren Körper irgendwann nicht mehr als Teil ihrer selbst wahr.

Mit welchen Folgen?

Sexualität ist etwas sehr Intimes – für Frauen noch mehr als für Männer, weil es bei ihnen um das Hineinlassen in den eigenen Körper geht. Die Sexualwissenschaft ist sich einig, dass das Spuren hinterlässt:

Es kann zu einer Abspaltung von Identität und eigenem Körper führen. Man isoliert sich außerdem vom normalen Leben, kapselt sich von Eltern, Verwandten und Freunden ab. Unter diesem Doppelleben leidet die Identität.

Können Frauen mit starker Persönlichkeit nicht auch zwischen beiden Welten trennen?

Ich bezweifle, dass es möglich ist. Es ist doch ein großer Unterschied, ob man nur seine Arbeitskraft verkauft oder seinen Körper.

Christin empfängt ihre Freier nicht mehr im Bordell, sondern in der eigenen Wohnung: Überschreitet das

die Grenze zwischen Beruflichem und Privatem?

Ja. Fast alle Prostituierten haben die Regel »Anfassen ja – Küssen nein«, weil Küssen in den Bereich der privaten Sexualität vordringt. Jemanden in seine Wohnung einzuladen, überschreitet diese Grenze noch deutlicher. Ich frage mich, ob Christin die Beziehung zu ihren Freiern nicht nur als kommerzielles, sondern auch als intimes Verhältnis wahrnimmt.

Dagegen spricht, dass sie möglichst bald aus der Prostitution aussteigen will. Wie kann das gelingen?

Was da Tag für Tag passiert ist, muss konsequent aufgearbeitet werden –

beispielsweise durch eine Psychotherapie. Wir haben es hier immerhin mit einem Vorgang zu tun, bei dem sich die Frau in eine Art Sklavenverhältnis begibt und der unglaublich invasiv ist. So etwas kann nicht ohne seelische Folgen bleiben.

Jakob Pastötter (Jahrgang 1965) ist Sexualwissenschaftler und Kulturanthropologe. Er ist Präsident der Deutschen Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung und lehrt unter anderem in München und Orlando, Florida.

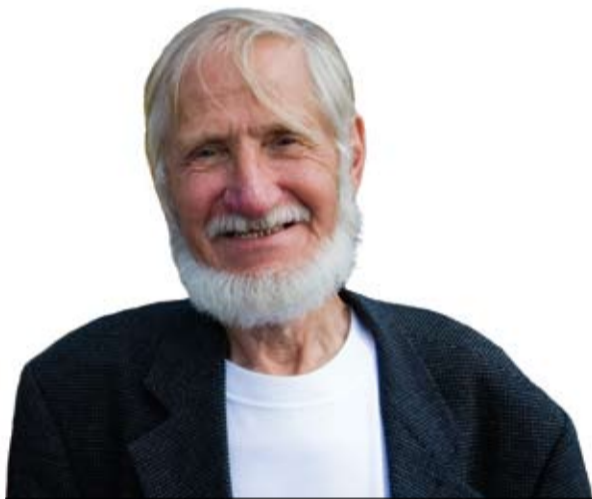
Interview: Myriam Fennell

Auf Irrwegen

Tag für Tag ertrinken im Schnitt fünf **afrikanische Flüchtlinge** auf hoher See – beim Versuch, ihr Glück in Europa zu finden. Wer die Irrfahrt überlebt und nicht abgeschoben wird, hat wenig Chancen auf eine menschenwürdige Existenz. Durch diese Tragödie wird auch Potenzial verspielt: Viele der Flüchtlinge gehören zur Bildungselite ihres Heimatlandes.

Ausbilden statt abschieben

Weshalb Europa eine neue Entwicklungspolitik braucht



In jeder Ausgabe macht sich ein anderer Prominenter Gedanken zum Titelthema. Unser Gastautor ist diesmal der Journalist und Friedensaktivist **Rupert Neudeck** (Jahrgang 1939).

Gastkommentar

»Es begann vor 30 Jahren mit einer Fernsehsendung und einem Schiff, der legendären *Cap Anamur*: Auf dem chinesischen Meer kämpften Tausende vietnamesische Flüchtlinge um ihr Leben. Meine Mitstreiter und ich wussten, dass weder in Europa noch sonst irgendwo eine Regierung diese Flüchtlinge einfach so aufnehmen würde, bloß weil das Menschenrecht es gebietet. Rechtstitel verblissen ganz schön unter dem Aufprall von harter Realität.

Und doch konnten wir die deutsche Bevölkerung davon überzeugen, dass wir diese Flüchtlinge aufnehmen müssen: Im Juli 1979 warb ich im Fernsehen in der Sendung *Report Baden-Baden* um Spendengelder. Es gab ja erst zwei Fernsehprogramme; mit einer einzigen Sendung konnte man die Bevölkerung damals noch motivieren. Zwei Minuten lang redete ich wie um mein Leben. Ohne das Geld, das daraufhin zusammenkam, hätten wir den Frachter *Cap Anamur* nicht chartern und in wenigen Jahren mehr als 10.000 Flüchtlinge retten und nach Deutschland bringen können.

Heute spielt sich das Flüchtlingsdrama direkt vor den Küsten Europas ab. In Millionenzahl machen sich Menschen auf den Weg: Diese jungen Afrikaner sind weder Armuts- noch politische Flüchtlinge, auch flüchten sie noch nicht vor den Folgen des Klimawandels. Es sind die Besten der jungen Afrikaner, stark, kräftig, motiviert. Jeder Arbeitgeber würde sich die Finger ablecken, könnte er diese arbeitssüchtigen jungen Leute auf seinem Hof, in seiner Fabrik haben. Doch es fehlt ihnen ein Titel, ein Status, unter dem wir besser für sie kämpfen können. Für die europäischen Regierungen sind sie »illegal«. Aber Seenotflüchtlinge müssen gerettet werden, das ist das Urgesetz der Europäer seit Hugo Grotius, einem Vordenker des Völkerrechts.

Wir brauchen also eine neue Entwicklungspolitik, um diesen jungen Menschen die Möglichkeit zu geben, in ihrem Heimatland zu arbeiten und zu Wohlstand zu gelangen. Die politische Lösung heißt für

mich *Orderly Departure* – eine legale Ausreise auf Zeit, die zwischen Regierungen verabredet wird. In der EU macht man sich nicht einmal Gedanken, wie das funktionieren könnte. Nun, zum Beispiel so: Mit einigen afrikanischen Staaten würden Verabredungen über Kontingente junger Menschen getroffen, etwa 30.000 aus Ghana, die bei uns auf Zeit – zum Beispiel zwei Jahre – Verdienstmöglichkeiten und eine berufliche Fortbildung erhalten, bevor sie zurückgehen.

Diese ausgewählten Länder sollten diejenigen drei bis vier afrikanischen Staaten sein, mit denen die deutsche Politik schwerpunktmäßig zu tun hat. Denn man braucht dort eine verlässliche Regierung, die nicht an diesem Programm mitverdienen will: Mit den verfaulten Staaten Kamerun und Kenia würde es nicht funktionieren, dafür aber mit Ghana und Tansania, vielleicht auch mit Uganda und Mali.

In Deutschland würden wir für ein solches Projekt Migrations-Stewards brauchen: junge Menschen, die die Kulturen dieser jungen Afrikaner kennenlernen, sie hier mit ihren Sorgen und Nöten beraten, sie mit der deutschen Bevölkerung bekanntmachen. Doch die derzeitige Lösung der EU heißt *Refoulement*: Abschiebung. Deren Folgen sieht man in Mauretaniens Hafenstadt Nouadhibou: Dort werden die jungen Leute in einem kleinen Guantánamo kaserniert; irgendwo an der Grenze zwischen Mauretanien und dem Senegal schüttet man sie einfach in die Wüste. Garantiert tauchen sie wieder in Europa auf: Zurück können sie ja nicht! Sie könnten erst heimkehren, wenn man ihnen etwas gibt, mit dem sie zu Hause ihr Gesicht nicht verlieren – immerhin hat es ihr Dorf viel Geld gekostet, sie nach Europa zu schicken. Das Dorf will als Gegenwert etwas Handfestes sehen. Dieses Handfeste sollte kein Geschenk von uns sein, sondern eine Berufsausbildung und ein Mikrokredit, der zurückgezahlt werden muss – ganz so, wie es Friedensnobelpreisträger Mohammed Yunus erfolgreich in Bangladesch vormacht.«

Redaktion: Sabrina Staks, Catrin Zander; Foto: BMI/Hans-Joachim M. Rickel

Aus rechtlichen Gründen steht dieses Bild in der Online-Ausgabe leider nicht zur Verfügung.

Cap Anamur heute: Im Juni 2004 nimmt das Nachfolgeschiff der »Cap Anamur« 37 schiffbrüchige afrikanische Flüchtlinge auf, die im Mittelmeer treiben. Erst nach einer dreiwöchigen Blockade lässt Italien das Schiff schließlich anlanden und beschlagnahmt es sofort; die Afrikaner werden ausnahmslos abgeschoben. Beschämend: Gegen den damaligen Cap-Anamur-Vorsitzenden Elias Bierdel und den Kapitän des Schiffes wird in Italien Anklage wegen der Beihilfe zur illegalen Einwanderung erhoben. Der Prozess zieht sich über Jahre hin und endet erst im Oktober 2009 mit einem Freispruch.

Zurück auf Null

Afrikanische Flüchtlinge, die es bis nach Europa schaffen, landen oft im **spanischen Katalonien**: Hier gibt es Arbeit auf den Feldern und auf Baustellen. *Halbstark* hat mit jungen Illegalen über ihre aktuelle Situation gesprochen.

»Der Senegal will mich doch gar nicht mehr zurück – meine Heimat braucht das Geld, das ich aus Europa schicke.«

Abdoulaye, 38, kam mit 15 Jahren aus dem Senegal nach Spanien und arbeitet im Straßen- und Hausbau. Seitdem die Immobilienblase geplatzt ist, sind Baustellen im ganzen Land verwaist. Zusammen mit seiner Frau würde er gerne in seine Heimat zurückkehren.

»Die Spanier machen uns Konkurrenz. Selbst zu zehnt können wir uns diesen schäbigen Schuppen kaum leisten.«

Bediako, 25, kommt aus Ghana und arbeitet als Erntehelfer. Er bewohnt eine kleine Hütte mit löchrigem Dach, die er sich mit neun anderen Illegalen teilt. Bediako berichtet von verstärkten Kontrollen durch die Polizei und einem immer härteren Kampf um Arbeitseinsätze: Zunehmend drängen auch arbeitslos gewordene Spanier auf die Felder.

»Ich gehe zu den Huren. Was soll ich hier denn sonst tun? Ich leide unter dem unerträglichen Stumpfsinn.«

Albert, 27, bezahlte 1600 Dollar für eine gefährliche Überfahrt nach Spanien. Er studierte in seinem Heimatland Gambia ein Jahr lang Tourismus, in Katalonien arbeitet er nun als Erntehelfer. Mit dem wenigen Geld, das er verdient, darf er sich als Illegaler nicht mal eine Wohnung mieten. Er leidet darunter, dass die Spanier ihn so herablassend behandeln. Sein Wunschziel ist Deutschland: Der Transfer wird ihn 800 Euro kosten.

aufgezeichnet von Annika Müller



Wanderbare Jahre

Sie wollen frei sein und folgen dabei jahrhundertealten Regeln: Für über drei Jahre nehmen Wandergesellen Abschied von ihren Besitztümern – und ihrer Heimat.

Guten Rutsch: Bei ihrem traditionellen Treffen vergnügen sich die Rolandsbrüder auf einer Sommerrodelbahn. Der Alltag der Wandergesellen sieht weniger idyllisch aus.

Kay Kruse hat nicht gut geschlafen, und man sieht es ihm an. Sein fahles Gesicht kontrastiert mit den strahlenden Farben des Sommermorgens. Der 20-Jährige will freundlich zu seinen Gästen sein, bietet Kaffee an. Doch dann sitzt er da, am Biertisch im idyllischen Vorgarten seines Elternhauses und nestelt an seiner makellosen Zimmermannskluft. Heute ist sein großer Tag, aber er bringt kaum ein Wort heraus.

Vor sechs Wochen war das noch anders. »Freiheit!«, hatte Kay auf die Frage geantwortet, was er sich von den Wanderjahren erwarde, und dabei überzeugend gegrinst. Freiheit, nur ein Wort brauchte er dafür, doch das klang genauso begeistert wie die vielen Worte, mit denen er von seiner Profession erzählte, und seine Hände hatten so lebhaft miterzählt, dass auch der Nicht-Zimmermann verstand, was »Aufklauen«, »Aufschnüren« und »Schiften« bedeuten.

Aber das war auf dem Mai-Treffen des Rolandschachts, einer Vereinigung von Wandergesellen, an einer Sommerrodelbahn im schwäbischen Großerlach. Die Sonne hatte bereits Kraft, und an die hundert Rolandsbrüder tranken, lachten, tanzten, ein ganzes Wochenende lang. Damals lag der Tag seines Aufbruchs noch in unbestimmter Ferne; Kay wusste, es geht erst mal wieder nach Hause, nach Gleschendorf, irgendwo zwischen Kiel und Oldenburg in Holstein. Damals suchte er noch einen Rolandsbruder, der ihn »erwandern« würde, wie die Wandergesellen das nennen, ihn also die ersten Wochen begleiten und dabei einführen würde in die vielen Regeln und Rituale des Schachts.

In Schächten organisieren sich die etwa 600 Zimmerer, Dachdecker, Maurer, Tischler oder andere Bauhandwerker, die zurzeit auf der Walz

sind, an die hundert davon im Rolandschacht. Kay Kruse möchte einer von ihnen werden.

Heute bekommt er das mit dem Grinsen nicht mehr so gut hin, und die Hände können nicht erzählen, weil sie unablässig knetet. Für drei Jahre und einen Tag wird er von Ort zu Ort reisen und arbeiten, aber Gleschendorf wird er nicht mehr sehen, darf nicht einmal den Umkreis von 60 Kilometern betreten. So sind die Regeln, und es gibt noch einige mehr: Trampen ist erlaubt, Zugfahren verpönt, E-Mail ja, Handy nein, Flugreisen okay.

Sehr nervös ist Kay und sehr still; es wirkt ganz so, als sei die Freiheit doch nicht mehr so verlockend – heute, da sie endlich beginnt.

Kay hat einen sicheren Job.
Aber Kay will keine Sicherheit.
Er will auf die Walz.

»Gehirnfasching« nennt Dominik Theiler, 26, Tischler aus Frauenfeld in der Schweiz, das, was in Kay vorgeht, und öffnet das nächste Bier zum Frühstück. Er wird Kay »erwandern«, die erste Strecke noch gemeinsam mit den Kameraden Hanno und Jannis. Kays Eltern haben den Tisch für alle reichlich gedeckt, und so sehr sie die Gesellen auch mögen, ihre Blicke verraten Sorge um Kays Leber.

Dominik ist bereits seit drei Jahren auf Wanderschaft, er dürfte eigent-

lich schon wieder zurück, aber diesen Sommer nimmt er noch mit. Denn er ahnt: Was ihn bei seiner Rückkehr erwartet, wird nicht weniger Gehirnfasching verursachen als der Aufbruch.

»Wir sind wirklich frei. Frei von Besitz und frei von Einschränkungen«, doziert Dominik und dreht den zerfledderten »Deckel«, seinen Hut, in den Händen. Kay schweigt dazu, rollt seinen Schlafsack und schnürt ihn zusammen mit Werkzeug, Leibwäsche, Wanderbuch und Landkarte zu einem Bündel. Es wird sein einziges Gepäck sein, dies und was er in seiner Kluft trägt. Knapp 1000 Euro hat ihn die Maßanfertigung gekostet, dafür hat er sein altes Auto verkauft und was sich noch zu Geld machen ließ: Er braucht das alles nicht mehr.

Sein Meister möchte ihn im Betrieb halten, er kann ihm Sicherheit bieten in Zeiten der Krise. Aber Kay will keine Sicherheit, er will auf die Walz.

Seit 700 Jahren gibt es diesen Brauch schon, eine Reaktion auf die Allmacht der Zünfte und der Meister, auf die Enge, die lange in Deutschland herrschte: Noch vor 150 Jahren brauchte man ein Visum, um von Braunschweig nach Hannover zu kommen. Da betrieben die Gesellen bereits seit geraumer Zeit Globalisierung, lernten neue Arbeitstechniken kennen, fremde Mentalitäten, überwandten Grenzen. Bis heute. Namibia, Amerika, Australien, Rumänien, Schottland, davon erzählen die Zeugnisse in ihren Wanderbüchern, einer Art Reisepass für Wandergesellen, und auf einmal versteht man, wieso Flugreisen erlaubt sind.

Richtig ärgern können sich die Rolandsbrüder über unwahre Klischees. Dass es ihnen verboten sei, Geld für ihre Arbeit, das »Schniegeln«, anzunehmen, nur Kost und Logis. »Wir sind alle in der Gewerkschaft, bekommen Tariflohn, wir un-

terstützen keine Lohndrückerei«, empörte sich Paul auf dem Mai-Treffen, sozialversichert sei man natürlich auch. Das Ganze ist dann doch eine sehr deutsche Erfindung.

Bleiben dürfen sie nie lange. »Wenn die Hunde nicht mehr bellen, ist es Zeit zu gehen«, sagt Dominik, öffnet die nächste Flasche und nimmt einen langen Schluck. »Hat auch Vorteile, in jeder Stadt eine andere Frau«, setzt er zwinkernd hinzu. »Es ist Zeit«, unterbricht Hanno, bevor Dominik in seiner Bierlaune weiterflunkern kann, mit einem Seitenblick auf Kays Freundin Lena. Deren Miene ist nun noch finsterner als zuvor.

Der Bürgermeister drückt allen noch den Gemeinde-Stempel ins Wander-

zahn Grad, der Wind pfeift durch die Kluft, und kein Auto hält an.

Aber jetzt ist Sommeranfang, der Winter weit weg, und die Welt liegt vor Kay Kruse. Er ist immer noch sehr wortkarg.

Das ändert sich erst, als er mittags die halbe Flasche Schnaps trinkt, während er das Loch schaufelt, in dem er die halbleere Flasche dann vergraben wird, direkt neben dem Ortschild, »mindestens 80 Zentimeter tief«, wie Dominik ihn anweist, auch das ein Ritual. Das ganze Dorf ist dabei, seine Handballkameraden, sein Meister, alle scherzen, die Sonne brennt, und weil er noch dazu seinen Durst mit Bier löscht, findet Kay sein Lachen und auch seine Worte



Abschied von den Eltern: Für drei Jahre und einen Tag darf Kay Kruse seinen Heimatort ab heute nicht mehr betreten – oder in dessen Nähe kommen.

buch, so wird es in allen Städten sein, die sie durchwandern. Auch ihre Arbeitszeugnisse werden ins Wanderbuch geschrieben. Oft aber sind es auch nur der Stempel und etwas Zehrgeld, das sie erhalten: Vor allem im Winter, das bezeugen die Wanderbücher, findet sich darin selten das Zeugnis eines Betriebs, also auch kein Schniegeln, kein Geld. Man versteht, wieso Dominik sich den Winter nicht mehr antut: Wer Pech hat, wie damals sein Rolandsbruder Michael, ist gerade auf Fehmarn, bei minus

wieder. Sein Vater schluchzt stolz, seine Mutter ist gefasst, nur Freundin Lena bleibt untröstlich.

Und als er dann mit Hilfe seiner Kameraden über das Ortsschild klettert und mit ihnen zünftige Lieder singend die Straße entlangtippelt, bis sie nicht mehr zu sehen sind, und sich dabei nicht ein einziges Mal umdreht, da sind es die Zurückgelassenen, die sehr still werden.

Text: Florian Diekmann

Elektrozirkus

Das Pop-Duo **Trike** tourt quer durch Europa – ohne einen Cent in der Tasche. Jeden Abend stellen sich wichtige Fragen: Beahlt uns jemand, wo schlafen wir – und wie kommen wir bloß nach Bubendorf?

Diese Geschichte beginnt in einem verbeulten Fiat Punto im ostdeutschen Niemandsland zwischen Hamburg und Berlin. Die Rapsfelder entlang der A24 leuchten, der Sommer kommt. Nach über drei Monaten auf europäischen Autobahnen riecht es in dem kleinen Wagen nach Hund – besonders, wenn es draußen regnet. Dann zieht die Lüftung die Schwüle in das kleine Auto, das bis zum Dach mit Instrumenten, Schlafsäcken und Müll vollgepackt ist.

Auf der Rückbank schiebt sich Stephen Taylor mit dürren Fingern walnussgroße Portionen sonnenwarmer Schokocreme in den Mund. Stephen ist der Kopf des Elektropop-Duos Trike aus Vancouver, der Punto ihr improvisierter Bandbus. Neben ihm fertigt Xania Keane, 25, mit Hilfe von Bastelschere, Lumpen und Teppichfetzen CD-Cover und Band-Shirts: »Das ist unser Ding: alles in Handarbeit.« Xania ist der weibliche Part des Duos, eine Art Kreativdirektorin mit Vorliebe für alles Bunte.

Bereits zum zweiten Mal tourt Trike durch Europa – kreuz und quer durch Klein- und Kleinstclubs. In der *Gong Show*, einer Castingshow für Kleinkünstler, hatten sie 20.000 kanadische Dollar gewonnen und damit ihren Traum von einer Europa-Tournee wahrgemacht. Aus den geplanten 15 Auftritten sind 150 Shows in 15 Ländern geworden – ohne Label, ohne Agenten, ohne Booker, dafür mit Hilfe von Webseiten wie *My-space*, *Facebook* oder *Couchsurfing*.

Wenn sie nicht im Punto unterwegs sind, reisen die beiden per Anhalter, mit Bus und Bahn. Immer mit dabei: Instrumente, Bühnen-Outfits,

Verstärker und Merchandising. Die vielen Kilos auf dem Rücken haben das Duo zermürbt. Zudem ist Stephen angeschlagen: Ein kleiner Unfall in Weinlaune sorgt seit Wochen für große Rückenschmerzen.

chen können«, sagt Stephen. Internet, MP3 und Social Media haben unbekannte Bands wie Trike von den Zwängen der Plattenindustrie befreit: Ein Karrierestart ist heute auch ohne Label möglich.



Miese Stimmung an der Akropolis: für ein Konzert per Autostopp quer durch Europa – am Ende kommen zwei Zuschauer.

Die zweite Tour ist bislang ein einziges Desaster: »In Griechenland waren wir völlig abgebrannt«, erzählt der großgewachsene Kanadier. Xania hatte zwei Auftritte über *My-space* organisiert, sie waren über Osteuropa bis nach Athen gereist. Am Ende kamen zwei Zuschauer. Schlimmer war jedoch: Langfinger bedienten sich am Equipment – und ohne Computer keine Tour-Kommunikation.

Aber gerade das ist wichtig: Mit ihrem hohen Tourpensum und der engagierten Nutzung von Social Media halten Trike digitale und analoge Vermarktung in der Waage – ein Konzept, das aufgeht, weil sich die Bereiche gegenseitig beleben. »Ich wüsste nicht, wie wir vor zehn Jahren eine solche Tour hätten ma-

Doch Stephen stiert düster vor sich hin, ein hageres Gespenst mit tiefen Augenringen. »In Budapest haben sie mich dann eingebuchtet – ein lokaler Veranstalter hatte uns betrogen, wir mussten im Auto pennen. Um fünf Uhr früh bin ich ausgerastet.« Mit einem Stein schlug er einen Briefkasten zu Brei; Zivilpolizisten eskortierten den Wüterich zur Wache. Immerhin: »Der Schlaf im Knast war der erholsamste seit Wochen.«

Zeiten wie diese haben den 36-Jährigen ausgezehrt; er ist launisch und quengelig. Unter dem engen Hemd stechen die Hüftknochen hervor. Stundenlang schottet er sich mit Kopfhörern von seiner Partnerin ab und bastelt an neuen Beats, den Laptop auf dem Schoß. Die beiden verbindet mehr als eine Band-

freundschaft: auf die Frage nach der Art ihrer Beziehung schaut sie ihn vorsichtig an – und beide schweigen vielsagend.

Abends im Kreuzberger Club Madame Claude kommt es zur Verwandlung: Trike schockt das zurückhaltende Berliner Publikum mit einer Überdosis Entertainment. Der Stephen, der in Glitzerweste auf der Bühne steht, ist ein anderer Mensch als noch Minuten zuvor. Gepeitscht vom Beat entfahren seinem Körper schlaksige Tanzmoves. Xania trägt Karoweste, Schlips und bunte Ringelsocken; sie macht Steptanz, wirft ihre Beine in die Luft – und offenbart löchrige Sohlen. Im fensterlosen, feuchten, schwarz gestrichenen Kellerraum des ehemaligen Puff-Lokals starten die beiden ihre musikalische Zwei-Personen-Revue: eine Mischung aus Performancekunst und Anarchie, Achtziger-Jahre-Synthie-Pop und Elektro.

Hier wird getanzt und gesteppt, geschrien und gerappt; die Texte behandeln die Banalität der Existenz und das Intermezzo der Triebe. Immer humorvoll und an der Grenze zur Peinlichkeit. Doch für Scham bleibt keine Zeit: Zuerst spielt Xania auf einer quietschgelben Plastiktröte, dann auf einer Geige, schließlich schnappt sie sich eine Metal-Gitarre im Miniaturformat. Hallo Berlin: Am Ende ist selbst das Hauptstadtpublikum auf den Beinen. Jeder, der den Raum verlässt, tut dies mit einem Lächeln.

Am nächsten Tag sieht der Reiseplan einen Abstecher in die Schweiz vor. Doch was heißt hier Abstecher? Bubendorf liegt fast 900 Kilometer entfernt, und ein paar Tage später stehen Termine in Holland auf dem

Programm. Wie es zu der Routenplanung kam, weiß keiner mehr so genau. Und während die Musiker spätnachts ihr Gepäck in den Punto verladen, wird entschieden: Die 5000-Einwohner-Stadt muss ohne Trike auskommen – Trike bleibt in Berlin, obwohl die Schlafplatzfrage wie üblich ungeklärt ist.

Das Duo gleicht einem Mini-Zirkus auf Endlostournee: Sie sind gezwungen, fast jeden Tag zu spielen. Tagsüber auf der Straße, abends im Club – doch Gagen und Clubs sind klein; meist bleibt nur Kleingeld in der Tasche. Und so muss der Zirkus nach einigen Tagen weiterziehen, immer weiter, von Stadt zu Stadt.

Etliche Wochen später – mitten im Sommer – ist Trike zurück in Hamburg. Im Deutschen Schauspielhaus geben sie ein Konzert auf großer Bühne. Stephen ist inspiriert: Spontan zitiert er Shakespeare, tänzelt durchs verwirrt glotzende Publikum. Doch der Kunsthochschul-Absolvent ist nun zu allem entschlossen: Er wütet, hämmert auf die Tasten seiner Keyboards, bis diese umfallen und ihn begraben. Stephen spielt weiter – im Liegen.

Kurz darauf ist das irritierte Publikum dran: Da sich Trike als Sprachrohr der internationalen Aerobic-Szene versteht, enden viele Auftritte mit einem gemeinsamen Jogging-Ausflug. »Let's Jog« ist der Hit unter den Trike-Kompositionen. Nach zwei Dritteln des Stücks legt Stephen ein Schweißband an und trabt zum Ausgang – die Hälfte des Publikums folgt auf dem Fuß.

Es geht hinaus ins Bahnhofsviertel, um den ganzen Hauptbahnhof herum und Bahnsteige entlang. Eine johlende, Leuchtstäbe

Die Welt zu Gast bei Fremden

Im Urlaub einfach mal bei fremden Menschen schlafen: Das Prinzip Couchsurfing macht's möglich.



Kann ich die Nacht bei dir verbringen?« Das ist keine billige Anmache. Wer diese Frage auf einer Couchsurfing-Website stellt, will nur eines: unterwegs eine kostenlose Unterkunft auf dem Sofa oder dem Gästebett anderer Community-Mitglieder finden. Über 1,5 Millionen Mitglieder sind allein bei den beiden größten Anbietern »Couchsurfing« und »Hospitality Club« registriert. Die User suchen oder bieten Schlafplätze – und oft auch eine fachkundige Anleitung zur Kneiptour.

»Es geht um Völkerverständigung«, sagt die 18-jährige Yael Elad aus Israel

während eines Couchsurfer-Treffens in Barcelona. Der Wahl-Zürcher Vincent, der in den vergangenen drei Jahren fast 100 fremde Gäste in seiner Wohnung beherbergt hat, erklärt seine Motivation so: »Ich möchte, dass die Leute mehr von der Schweiz sehen als Schokolade und Berge«. Vincents Gastgeber, Joan-María Casals aus Barcelona, hat ebenfalls regelmäßig Couchsurfer zu Gast: »Mit vielen habe ich bis heute regelmäßigen Kontakt«, erzählt Joan-María. »Ich hatte schon Mormonen bei mir zu Hause, Juden, Christen, Buddhisten, Muslime: Ich finde das total spannend.« Sein letzter Gast war ein Iraner mitsamt Fa-

milie: »Seine Frau kocht exzellent« – das sagt Joan-María nicht nur, sondern hat es auch als Kommentar auf dem Couchsurfing-Profil seines Besuchers hinterlassen: Wie beim Auktionshaus eBay bewerten sich die Mitglieder gegenseitig, damit künftige Gastgeber und Gäste einander besser einschätzen können.

Vorurteile abbauen und weltweit Freundschaften stiften – das waren die Ziele von Couchsurfing-Gründer Casey Fenton. Sein Projekt begann mit einer Island-Reise: Der Amerikaner Fenton wollte nicht in unpersönlichen Hotels übernachten und fragte per Internet bei den Studenten der



Tragende Rolle: Wer braucht schon Roadies, wenn man die Instrumente selbst schleppen kann? Stephen Taylor und Xania Keane auf dem Bahnhof im belgischen Gent.

schwingende, schwitzende Zweckgemeinschaft zwischen Endorphin-Schub und totaler Erschöpfung. Krautenträgern, ja selbst den Pennern steht der Mund offen. Drinnen spielt die Musik weiter, und das verbliebene Publikum reibt sich die Augen, als die Meute nach 30 Minuten klatschnass zurückkommt. Stephen schnappt sich das Mikro, und Trike spielt den Song zu Ende, als sei nichts gewesen.

Die letzten Monate waren gut für die Band. Beide Musiker wirken versöhnt mit sich und dem Tourleben; der bittere Unterton ist aus Stephens Stimme fast ganz verschwunden. Selbst die Tatsache, dass ein zwischenzeitlich geschlossener Plattenvertrag bereits Stunden nach der Zusage widerrufen wurde, kann die

Sommerstimmung nicht trüben. Nur der Rücken schmerzt noch immer.

Die Krise im Musikgewerbe trifft junge Bands wie Trike besonders hart: Mit dem Wegbrechen des CD-Geschäfts nehmen die Konzerne immer weniger Künstler unter Vertrag. Das Internet wird zur neuen Heimat und Kommunikationszentrale. Mats Wappmann von *Myspace Deutschland* sagt dazu: »Wir sind eine Art Marktplatz, und der einzelne Künstler muss unter all den Marktschreibern auf sich aufmerksam machen: Mit Mails, Bulletins, Kommentaren und Video-Blogs.« Der Musiker als Webdesigner, Ton-techniker, Redakteur und PR-Mann in Personalunion. Das permanente Multitasking führt jedoch rasch zur

Überforderung. Auf den Fahrten von Gig zu Gig werden Blogbeiträge und Freundschaftseinladungen verfasst, Clubs antelefoniert, Musikvideodrehs organisiert. Stephen sagt dazu: »Ich wünsche mir zwei Dinge: einen Manager und ein Label. Ich möchte mich auf neue Songs konzentrieren.« Einstweilen bleibt das ein Wunschtraum.

Im September spielt Trike noch einmal in Hamburg. Das Setting: der alte Industriehafen nahe den Elbbrücken. Das Wetter: saukalt, es ist definitiv zu spät für ein Open-Air-Festival. In Verschlagen hocken Hipies unter Decken und kochen veganes Allerlei. Mmh, lecker. Es beginnt zu regnen, aus einem Ölfass schlagen Flammen. Ein Freiluft-Nachtasyl. Ein guter Ort für Trike! Die Kanadier

haben sich blaue Müllsäcke übergestülpt und warten darauf, dass der Tontechniker die streikende Anlage reanimiert. Nachts um halb drei geht's endlich los: Stephen ist in Bühnenlaune: Beim zweiten Lied steht er mit nacktem Oberkörper vor den 50 Zuschauern.

Es ist eines der letzten Trike-Konzerte dieser Tour. Ein Sommer auf den Straßen Europas geht zu Ende. Doch es gibt gute Nachrichten: Stephen und Xania haben endlich Zugang zu einem halbwegs anständigen Studio. Ein erstes »echtes« Album entsteht. Zu Hause in Kanada soll die fertige Platte an möglichst viele Radiosender gehen. Doch was heißt schon zu Hause: Das Duo sucht eine Wohnung in Berlin, ein Umzug nach Deutschland steht bevor. Xania: »Hier fühlen wir uns daheim.«

Als Stephen gegen halb vier von der Bühne klettert, ist seine Stimme völlig weg; er krächzt wie eine alte Frau. Die Zugabe – eine Ballade à la Trike – erinnerte bereits an einen Halbstarcken im Stimmbruch. Doch die Augen funkeln, das ist sein Abend, sein Publikum.

Eine letzte Frage: »Stephen, was machen die Rückenschmerzen?« Er schaut ratlos, denkt nach. Welche Schmerzen? Dann, plötzlich, setzt er ein breites Grinsen auf und läuft federnden Schrittes herüber zu Xania, die gerade ihre Plastikinstrumente verpackt. Er redet auf sie ein, beide lächeln; und ohne ein Wort zu hören, versteht man sofort: »Weißt du was: Die Schmerzen sind weg!«

Text: Dominik Betz, Cliff Lehnen

Universität Reykjavík an, ob sie ihn bei sich aufnehmen würden. Er erhielt über 100 positive Rückmeldungen – und erkannte das Potenzial internationaler Freundschaftsnetzwerke. 2004 ging Couchsurfing.org online. »Beteilige dich daran, eine bessere Welt zu schaffen, Couch um Couch«, heißt es dort seitdem. »Frieden durch Begegnung« lautet ähnlich hochtrabend das Motto des 31-jährigen Hospitality-Club-Gründers Veit Kühne aus Dresden.

Für den Slowaken Micha ist vor allem das Finanzielle reizvoll: »Anders könnte ich nicht reisen«, sagt er, während er für seine Gäste die traditionellen Kartoffeladen Lokshami zubereitet. »Heute ist Couchsurfing mein Lebensstil.« Er spricht Deutsch mit gewählter Ausdrucksweise; Englisch, Russisch und etwas Ungarisch beherrscht er ebenfalls. Anders als seine Freunde und Verwandten kommt Micha häufig aus seiner Heimatstadt Bratislava heraus: Er reist per Autostopp; dank Couchsurfing

kosten ihn die Übernachtungen ebenfalls keinen Cent.

Der 27-Jährige teilt sich ein Zimmer mit seiner jüngeren Schwester; die Eltern schlafen auf der Ausziehcouch im Wohnzimmer, das von der Küchenzeile durch ein Hängeregale abgetrennt ist. Micha kann deshalb nur Couchsurfer aufnehmen, wenn die Arbeitszeiten seiner Eltern es erlauben. Heute ist die Couch frei: Der Vater ist mit seinem LKW unterwegs; die Mutter arbeitet als Krankenschwester. Micha verabschiedet sie mit einem Kuss zur Nachtschicht. Michas Couchsurfing-Gäste sind wohl die einzigen Touristen, die je in den ärmlichen Stadtteil Petržalka kommen, in dem Micha seit seiner Geburt lebt und den er voller Stolz zeigt.

Couchsurfing und der Hospitality Club ermöglichen es, ein Land aus dem Blickwinkel der Einheimischen kennenzulernen. Schon das erste Gastfreundschafts-Netzwerk »Ser-

vas«, 1949 von dänischen Studenten gegründet, basierte auf der Idee, über zwischenmenschliche Begegnungen Frieden zu schaffen. Bis heute knüpfen die Mitglieder mit rund 15.000 Gastgebern in mehr als 100 Ländern ihre Kontakte – allerdings nur offline: Interessierte müssen sich beim Servas-Botschafter ihres Landes persönlich vorstellen und erhalten eine Liste der Mitglieder des Landes, das sie bereisen wollen. Von Servas haben die neuen Internetnetzwerke auch den Ansatz übernommen, den Mitgliedern über die Reisekontakte hinaus gemeinsame Aktivitäten anzubieten. Die Couchsurfing-Community organisiert mit der Unterstützung tausender Helfer regelmäßige Treffen: Kneipengänge, Theaterbesuche, Ausflüge.

Beide Internetplattformen finanzieren sich überwiegend durch Spenden. Bei Couchsurfing.org kann man zusätzlich für 25 US-Dollar seine Daten überprüfen lassen und gilt dann als besonders vertrauenswür-

diger Surfer. »Dies ist keine Datingplattform«, steht in den Statuten der Couchsurfer; auch sonst wird an den Anstand appelliert. Dennoch kam es schon zu Zwischenfällen: In Leeds stand Ende August ein Couchsurfer vor Gericht. Er hatte eine junge Chinesin bei sich aufgenommen und mehrfach vergewaltigt. Daraufhin entbrannte in der Community eine heftige Diskussion über die Sicherheit des Netzwerks. Offensichtlich hatte der Mann schon zuvor Gäste belästigt. Einige Mitglieder erhoben den Vorwurf, die Plattform unterdrücke negative Kommentare, um das Bild einer zufriedenen Reisegemeinschaft nicht zu stören. Couchsurfing hat auf seiner Homepage tatsächlich nicht über den Fall informiert; die Diskussion fand in internen Foren statt.

Auch Diebstähle kamen ans Tageslicht: Paolo aus Birmingham berichtet etwa, er habe gemeinsam mit anderen Couchsurfern einen Dieb ausgemacht, der unter immer neuen

Namen bei verschiedenen Gastgebern abstieg, um sie zu bestehlen. Paolo wurde untersagt, ein Foto des Diebes online zu veröffentlichen, um andere Gastgeber zu warnen: Die Community-Regeln besagen, dass erst gegen einen Surfer vorgegangen wird, wenn zwei unabhängige Polizeiberichte vorliegen. »Der Polizei ist es doch scheißegal, ob mir und anderen 100 Euro fehlen, außerdem wird es keine zwei Polizeiberichte auf denselben Namen geben, wenn der Dieb ständig die Identität wechselt«, empört sich Paolo. »Couchsurfing tut nichts, um zu verhindern, dass der Typ weiter klaut.«

Diesen Zwischenfällen stehen allerdings gleichzeitig auch 2,5 Millionen »positive Erfahrungen« gegenüber, die Couchsurfing in seiner Statistik auflistet. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Couchsurfing-Trip zum Desaster wird, ist also nach wie vor gering.

Text: Annika Müller, Illustration: Dirk Henry

Auf der anderen Seite

Sportwagen rollen durch Slums, und an der roten Ampel hält keiner: Normalität in Südafrika. Unser Kolumnist studiert an einer Elite-Uni – nur einen Steinwurf entfernt von der nächsten Wellblechsiedlung.



Township in Südafrika: »Mich überkommt das Verlangen, etwas zu tun.«

Der schwarze Junge mit der verrotzten Nase und den weit aufgerissenen Augen ist kleingewachsen, er blickt gerade mal so über die Kante meines Wohnzimmertisches. Auf dem Tisch liegen ein paar Münzen, nach denen der Junge nun greift. Sein Arm schlängelt sich geschickt zwischen den Gitterstäben hindurch, die das Zimmer von dem Draußen – von Afrika – trennen.

Dieser Knirps sieht nicht genau, wohin er greift, aber er presst sein Gesicht gegen das Metall und kugelt sich fast die Schulter aus, um so weit wie möglich in das Zimmer, in meine Privatsphäre einzudringen. Es reicht nicht.

Die Münzen funkeln, und ich beobachte von der Küche aus, wie sein Versuch mich zu beklaumen misslingt. Noch einmal zuckt seine Hand nach vorne, dann gibt er auf. Ich sehe den Abdruck der Gitterstäbe auf seiner rechten Wange, neben einer verkrusteten Narbe, die sich von der Augenbraue bis zur Nasenmitte zieht. Ich stelle die Pfanne auf den Herd, mache einen Schritt in Richtung Wohnzimmer und erkenne, dass er mich jetzt sieht. Er rennt nicht. Er weicht nicht zurück. Er schaut noch nicht einmal beschämt.

»Don't call the cops«, sagt er. Dabei hatte ich doch nie vor, die Polizei zu holen. Es ist ein seltsamer Moment, einer, in dem ich so stark wie noch nie merke, dass ich auf der anderen Seite stehe. Zahlen fallen mir ein, statistische Werte, die ich schon oft gehört habe. Mehr als 15 Prozent aller Kinder in Südafrika gingen 2006 zumindest manchmal hungrig zu

Bett. Nicht überraschend in einem Land, in dem jeder Zweite unterhalb der Armutsgrenze lebt. Wie definiert man in so einem Land überhaupt noch eine Grenze für Armut? Für mich, der ich in meiner Wohnung im Erdgeschoss eines mit elektrischem Zaun gesicherten Apartment-Blocks stehe, sind das nur Zahlen.

Weil ich drin bin. Der Junge ist draußen. Das Geld liegt auf meiner Seite. »Give me some money«, sagt der Junge und schafft es dabei, gleichzeitig drohend und flehend zu klingen. Dafür, dass er gerade versucht hat, mich zu beklaumen, ist er ziemlich dreist, denke ich und sage nichts.

Er schaut mich an, mit einem alten, welken Blick. Dann dreht er sich um, und ich beobachte, wie er sich unter dem Zufahrtstor durchzwängt und zur Ausfallstraße rennt. Diese führt nach Kayamandi, der nächsten Township. Dorthin, wo das überwiegend weiße und reiche Weinanbaustädtchen Stellenbosch seine billigen, überwiegend schwarzen und zunehmend demoralisierten Arbeitskräfte akquiriert.

Im Jahr 1994 wurde in Südafrika das international geächtete System der Apartheid abgeschafft. Als Beschreibung für den Zustand der Gesellschaft 15 Jahre nach der formellen Gleichstellung hört man oft den Begriff »Ökonomische Apartheid«. Die Teilung der Gesellschaft verläuft nicht mehr nach Hautfarbe. Das Bankkonto ist der neue, alte Trennungsfaktor. Wo es früher erniedrigende Pass-Gesetze gab, übernehmen jetzt Kontoauszüge die Rolle der Ausweispapiere. Natürlich sind es überwiegend dieselben Menschen, die durch den Rost gefallen

sind und sich noch mit dem kleinen Finger festzuhalten versuchen.

»Klar hungern in Afrika Kinder, aber was kann ich denn dagegen machen?«, habe ich Freunde oft lamentieren hören. Vom fernen Europa aus hat die Frage immer berechtigt gewirkt. Jetzt studiere ich in Afrika, und die armen Kinder, die sonst nur als Statistiken oder als Helden dramatischer Nachrichtenbeiträge in der Weltöffentlichkeit auftauchen, sind real. Sie tollten in den Straßen herum, sie greifen nach mir, wenn ich durch die heißen Gassen laufe und Abkühlung in vollklimatisierten Cafés suche. Manchmal gebe ich den Bittenden etwas; meistens nicht.

»Das Bankkonto als neuer Trennungsfaktor: Das ist die ökonomische Apartheid.«

Ich frage mich, ob ich so handle, weil ich unterbewusst die Anordnung der Universität Stellenbosch befolge. In der Einführungsveranstaltung wurden alle internationalen Studenten strikt darauf hingewiesen, Straßenkindern nichts zu geben. Fremdes Geld ruiniere den Charakter und fördere nur die schlechte Gewohnheit, sich bittstellend durchs Leben zu manövrieren – das könne ja nicht das Ziel sein. Nein, bestimmt nicht.

Laut der UNO ist Südafrika von allen Ländern, die nennenswerte Industrie besitzen, das mit dem höchsten Gini-Koeffizienten nach Brasilien. Dieser Koeffizient sagt etwas über die Einkommensverteilung aus: Je höher er ist, desto ungleicher geht es in einer Gesellschaft zu.

Das ist die Theorie. In der Praxis laufe ich durch Kayamandi und krie-

ge mein Steak nicht runter, weil ein Dutzend Kinder an meinem Hosenbein zerrt und versucht, mir das fettige Fleisch aus der Hand zu reißen, während wenige Meter von uns entfernt Luxuskarossen die Straße entlangleiten.

Fast ein Viertel der Südafrikaner ist HIV-infiziert. Das ist die Theorie. In der Praxis ist die Dunkelziffer viel höher. Township-Bewohner erzählen mir, es sei keine Frage, ob man sich ansteckt, sondern nur, wann.

Mich überkommt das Verlangen, etwas zu tun – und sei es nur ein Tropfen auf den heißen südafrikanischen Stein. Ich sammle mein gesamtes

gen und Initiativen aus den Townships selbst. Das Geld fließt schon, bloß scheint dieser Fluss immer einen Bogen um die gleichen Menschen zu machen – egal, welches politische System gerade ausprobiert wird. Niemand weiß so genau, ob es ein Mangel an Finanzmitteln, Verständnis oder Tatkraft ist, der die Geldlosen in einer Spirale aus Hoffnungslosigkeit enden lässt.

Ich gehe nach Hause. Ein Junge mit nur einem Schuh kommt auf mich zu, und natürlich will er Geld. Ich glaube, nichts mehr zu haben, krame aber suchend in meiner linken Hosentasche. Blitzartig zuckt die Hand des Jungen in meine rechte Tasche, er zieht schnell einen 100-Rand-Schein heraus und rennt davon. Ich merke, dass meine Beine dem Befehl aus dem Kopf nicht folgen wollen und nicht hinterherlaufen. Wie der Junge die Umverteilung des Geldes vorgenommen hat, ist nicht in Ordnung. Trotzdem kann ich das Ganze einfach nicht als ungerrecht ansehen. Dieses Geld ist für ihn einfach etwas anderes als für mich.

Während der Westen in ideologischen Diskussionen um die richtige Art und Weise des Zusammenlebens erstickt und ganze Gesellschaften sich zunehmend über kulturelle und nicht über finanzielle Aspekte definieren, ticken die Uhren hier anders. Wer Geld hat, ist etwas. Wer keins hat, wird so gut wie sicher auch nie welches besitzen. Der Kampf um Münzen und Scheine ist hier immer noch der Kampf um die eigene Position in der Welt, um eine Existenzberechtigung.

Text: Nik Afanasjew

Das Leben ist zu kurz für den falschen Job!

Absolventenkongress

25./26. November 2009, Köln



>>> Jetzt anmelden unter www.absolventenkongress.de



»Früher war ich schön, gut gebaut, großer Hintern. Jetzt bin ich 60, da bleiben die Freier immer öfter aus. Aber seitdem ich Mannequin unseres eigenen Modelabels bin, fühle ich mich wieder elegant.«

Maria



»Der Vater meiner Töchter dachte bis zu seinem Tod, dass ich Aufräumerin in einem Hotel sei. Jetzt, mit 40, bin ich müde und will mich nicht mehr prostituieren – sondern am liebsten tatsächlich in einem Hotel arbeiten.«

Rita



»Ich habe fünf Kinder und 15 Enkel. Für sie habe ich viele Opfer gebracht: 20 Jahre lang bin ich neben meinem eigentlichen Job anschaffen gegangen.«

Nilza



»Der Vater meines Sohnes starb an Aids; auch ich bin HIV-positiv. Trotzdem bin ich glücklich – und gerne Prostituierte: Ich liebe Sex. Gottseidank haben die Kinder, die ich später mit einem anderen Mann bekam, die Krankheit nicht.«

Jane



»Ich mag meinen Beruf – und die Favela, in der wir leben. Schlimm nur, dass die Polizei hier so viel Gewalt einsetzt. Auch deshalb haben wir Prostituierten unsere Organisation gegründet: um Polizeigewalt und Diskriminierung zu bekämpfen.«

Doroth

Kunstgriff

Strich-
worte

In Rio de Janeiro haben sich viele **Prostituierte** in der Organisation »Da-vida« zusammengeschlossen, um für ihre Rechte zu kämpfen. Sogar ein eigenes, vielbeachtetes Modelabel haben sie gegründet.

Um sie möglichst authentisch zu porträtieren, hat ihnen der Fotograf **Daniel Seiffert** Einwegkameras geschenkt – mit der Bitte, sich gegenseitig abzulichten. Dies sind ihre Bilder und Geschichten.

Kunstgriff: Daniel Seiffert.

Der Fotograf Daniel Seiffert wurde 1980 in Berlin geboren. Er studierte Politik- und Medienwissenschaft und arbeitet als Fotograf. Seiffert war unter anderem bereits für die Financial Times Deutschland, den Tagesspiegel, die Süddeutsche Zeitung und die Frankfurter Allgemeine Zeitung tätig. In der Rubrik »Kunstgriff« stellt *Halbstark* regelmäßig junge Künstler und ihre Arbeiten vor.

🌐 www.dannsei.blogspot.com



Bauchladen-Babys



In Deutschland ist **Leihmutterschaft** verboten: Kinderlose Paare flüchten deshalb ins Ausland, wo fremde Bäuche problemlos zu haben sind – das nötige Kleingeld vorausgesetzt.

Sandra und Kai waren ein kinderloses Ehepaar wider Willen. Vor acht Jahren, sie war erst 30 und kannte Kai noch nicht, erkrankte Sandra an Krebs. In der Folge musste ihr die Gebärmutter entnommen werden. Das Paar aus Nordrhein-Westfalen wollte sich nicht damit abfinden, niemals eigene Kinder haben zu können. »Meine Eierstöcke waren ja noch intakt«, erzählt die sportliche blonde Frau nüchtern und blickt auf ihre Zwillinge. Zwölf Monate sind die beiden nun alt, Paula läuft schon, ihr Bruder Jonas krabbelt noch. Sandra und Kai sind Eltern, und das verdanken sie Patty, einer Leihmutter aus den USA.

Dass die Zwillinge sogar genetisch ihre eigenen Kinder sind, wurde »erst durch den Siegeszug der Reagenzglasbefruchtung in den achtziger Jahren möglich«, wie Thomas Katzorke, einer der führenden Reproduktionsmediziner Deutschlands, zu *Halb Stark* sagt. Das Prozedere ist aufwendig, das Prinzip simpel: Eizellen werden künstlich befruchtet, die so entstandenen Embryonen in die Gebärmutter der Leihmutter eingesetzt – sie trägt das fremde Kind dann aus.

Zunächst hatten die Kinderlosen – beide leitende Angestellte – es noch mit einer Adoption versucht. Ohne Erfolg. Also entschied sich das Akademikerpaar für leibliche Nachkommen.

Sie mieteten dafür einen Bauch im kalifornischen San Diego an, und das liegt an der international völlig uneinheitlichen Rechtslage. Während Leihmutterschaft in Deutschland verboten ist, ist sie andernorts wiederum grundsätzlich erlaubt, meist jedoch nicht als kommerzielle Dienstleistung. So darf Frau etwa in den Niederlanden und Großbritannien zwar – unentgeltlich – ihre Dienste zur Verfügung stellen, ent-

sprechende Verträge gelten aber als sittenwidrig. Immer wieder kommt es vor, dass sich eine Leihmutter nach der Geburt doch nicht von dem Kind trennen will, was zu abstrusen und erbitterten Streitfällen vor Gericht führt. Wessen Kind ist es dann? Und was, wenn das Kind behindert sein sollte oder einfach nur nicht schön genug und die Auftraggeber quasi die Abnahme verweigern? »Solchen Fällen wollte man in Deutschland mit einem restriktiven Gesetz einen Riegel vorschieben«, erklärt Susanne Benöhr-Laqueur, Anwältin für Familienrecht aus Bremerhaven, »aber im Prinzip hat man das Problem nur ins Ausland verlagert.«

»Für viele Paare muss ein Kind her – um jeden Preis.«

In den USA etwa ist Leihmutterschaft in einigen Staaten legal. Rund 10.000 Leihmutterschafts-Geburten hat es dort laut Experten seit Mitte der Siebziger gegeben, allein im Jahr 2008 sollen es etwa 1000 gewesen sein. Dies bringt den Fortpflanzungs-Tourismus zum Blühen: Unglückliche Kinderlose etwa aus Europa oder Saudi-Arabien lassen in Übersee austragen. 100 bis 200 Kinder werden jährlich auf diese Weise nach Deutschland gebracht.

Motor dieser Entwicklung sind spezialisierte Agenturen. Geworben wird mit »Rundum-Sorglos-Paketen«: erfolgreiche Vermittlung einer Leihmutter, psychologische und medizinische Beratung sowie juristischer Beistand. Die meisten Agenturen sind in Kalifornien angesiedelt, die Gesetze dort gelten als besonders liberal – das Geschäft boomt.

Auch die Zwillinge von Sandra und Kai kamen im Sonnenstaat zur Welt. Kostenpunkt: »Alles in allem 100.000 Dollar.« Aus der Portokasse zahlt man so etwas nicht, gesteht Sandra.

15.000 Dollar bekam die Agentur. Ärzte, Medikamente, Anwälte und Reisen kosteten weitere 60.000 Dollar, die Leihmutter Patty erhielt 25.000 Dollar – gehobener Durchschnitt in den USA. Sandra weiß, dass keine Frau so etwas »aus reiner Nächstenliebe« macht. »Man muss diesen Job ja auch honorieren.«

Etliche medizinische und psychologische Tests hatte die zweifache Mutter und gelernte Röntgenassistentin Patty absolviert, musste ein eigenes Einkommen nachweisen, bevor sie den Deutschen vermittelt wurde. Es folgten Telefonate und E-Mails, Verträge wurden aufgesetzt, das Paar reiste für den Eizellen-Transfer in

die USA. Zwei Wochen später war die Afroamerikanerin in anderen Umständen.

Die 25-Jährige erklärt sich bereit, mit *Halb Stark* zu sprechen. »Dass ich mit den Kindern nicht genetisch verwandt bin, hat es einfacher gemacht. Ich konnte Distanz wahren.« Sie lacht viel, als sie über ihren »Job« spricht. In Tränen bricht Patty dennoch aus:

wenn sie vom Moment der Entbindung erzählt. Sandra war bereits zwei Monate vor der Geburt zu ihr geflogen – und war mit im Kreißsaal, hielt Pattys Hand, durchtrennte die Nabelschnur. »Es war schrecklich emotional. Da wusste ich, dass sich all die Strapazen gelohnt haben.«

Pattys Mann ist Soldat bei der Navy, niedriger Dienstrang, niedriger Sold, oft längere Zeit nicht zu Hause. Damit passt Patty voll ins Profil: »Amerikanische Leihmütter kommen häufig aus der unteren Mittelschicht«, so Anwältin Benöhr-Laqueur. Auffällig viele schwarze Soldatenfrauen finden sich unter den US-Leihmüttern, leicht kann das Honorar das Familieneinkommen verdoppeln.

Die amerikanische Retortenindustrie bemüht sich um Seriosität. Doch es geht auch anders: Ukrainische Agenturen etwa werben im Internet mit einer »Abfindungsleistung« für eine Leihmutter von nur 6000 Euro. Für weniger betuchte Paare durchaus eine Alternative – für ukrainische Frauen, die keine Alternative haben, hingegen ein riskanter Job. »Diese Frauen werden medizinisch schlecht und psychologisch gar nicht betreut, vielleicht noch nicht mal ju-

ristisch beraten«, erklärt Mediziner Katzorke, »die Mehrzahl weiß wahrscheinlich nicht, worauf sie sich da einlässt.« Und es geht noch billiger: Die »Produktion« von Kindern verlagert sich mittlerweile in Niedrigstlohnländer wie Indien. »Die Karawane zieht weiter«, so Benöhr-Laqueur, »und für viele Paare muss das Kind her, um jeden Preis.«

Sandra und Kai waren nicht bereit, jeden Preis zu zahlen. »Wichtig war mir, dass es legal und professionell zugeht und die Leihmütter nicht ausgebeutet werden«, sagt Sandra. Es habe sich mittlerweile eine Freundschaft mit Patty entwickelt, die sogar zur Taufe der Zwillinge nach Deutschland kam. »Sie gehört jetzt zur Familie«, erzählt Sandra, »wir werden ihr ewig dankbar bleiben.« Patty bestätigt, sie sei von der ganzen Familie wie eine Heldin behandelt worden. Sie weiß vermutlich, dass andere Leihmütter direkt nach der Entbindung in Vergessenheit geraten: Sie haben ihren Job erfüllt.

Die Namen von Eltern, Kindern und Leihmutter wurden geändert.

Text: Marina Leunig, Olivia Konieczny
Illustration: Dirk Henry

Post aus Kiew

In Osteuropa boomt der Bauchverleih: Zahlreiche Agenturen bieten über das Internet Exklusiv-, Spar- und Komplettpakete an; inklusive »teilweiser Überwachung der Leihmutter«. Preislich schwanken die Offerten zwischen 2500 Euro für Sparfüchse bis zum Rundum-Sorglos-Paket, das mit 15.000 Euro zu Buche schlägt. Mitunter ließen uns die Recherchen ein wenig an der Seriosität der Angebote zweifeln...

```
----- Original-Nachricht -----
> Datum: Wed, 7 Oct 2009 00:24:48
> Von: Olga <###@###.##>
> An: Olivia Konieczny
> <###@###.##>
> Re: Infos Leihmutterschaft
>
> Meine Damen und Herren!
> Wir werden bereit sein, Ihnen In-
> formationen über die Aktivitäten
> der Firma zu geben. Nur Sie müs-
> sen einen Vertrag mit unsere Firma
> haben, das Sie:
> 1. Garantieren den Schutz von Bild
> und das Ansehen von Firma;
> 2. Müssen uns vorher, nicht später
> als 10 Tage, schicken eine Liste mit
> allen Fragen;
> 3. Video-Bild und Ton von unsere
> Firma wird überprüft;
> 4. Veröffentlichen nur nach Ein-
> holung der vorherigen schriftlichen
> Zustimmung;
> 5. Bringen Sie Kopie der Beschei-
> nigung über die staatliche Regis-
> trierung Ihres Unternehmens
>
> Mit freundlichen Grüßen, Leiter der
> Rechtsabteilung
```

Unter Geiern

Unsere Kolumnistin freute sich, dass wir sie auf Pyrenäen-Reise schicken. Bis sie erfuhr, dass sie dabei keinen einzigen Cent ausgeben darf.

Im Wasser treibt ein totes Schaf, doch ich habe keine andere Wahl: Mein Durst ist mörderisch. Also tauche ich meine Wasserflasche neben dem Kadaver in den See, fülle sie mit Chlortabletten auf - und leere sie in einem Zug. Über mir kreisen schon seit Stunden die Geier: Sie scheinen zu spüren, dass ich am Ende meiner Kräfte bin.

Sechs Wochen lang bin ich schon unterwegs - und habe erst die Hälfte meiner gut 800 Kilometer langen Strecke von Frankreich nach Spanien zurückgelegt. Blasenpflaster, ein Schlafsack und meine Isomatte sind mein einziges Gepäck. Dass ich bereits nach zwei Wochen nachts von warmen Suppen träumen wür-

de, hatte ich nicht erwartet. Leisten kann ich sie mir nicht. Es scheint, als würden hier alle von dem Geld profitieren wollen, das die Jakobsweg-Pilger mit sich bringen: Winzige Wasserflaschen sind aberwitzig teuer, selbst Bauern wollen Geld, wenn man sich auf ihre Wiese legt.

Inzwischen ist das Wetter am Berg umgeschlagen: Elektrische Ladung lässt die Luft knistern, ein Gewitter zieht heran. Ich mache mir Sorgen: Ich weiß noch nicht, wo ich heute Nacht schlafen soll. Ein Zelt habe ich nicht dabei - und in fast 3000 Metern Höhe ist es viel zu kalt, um draußen zu schlafen. Auf der Suche nach einem Schlafplatz hetze ich keuchend ein steiles, ausgetrocknetes Fluss-

bett hinab. Doch schon nach kurzer Zeit hat der Sturzregen es in einen reißenden Fluss zurückverwandelt. Ich rutsche aus, werde von den Schlammmassen mitgerissen und schlittere auf meinem Rucksack unkontrolliert in Richtung Tal, über und über von Schlamm bedeckt. In diesem Moment wird mir auch noch furchtbar übel, mein Magen dreht sich um: das tote Schaf!

Am Abend ist es bitterkalt geworden; schlotternd wasche ich mich in einem Gebirgsbach, fühle mich aber kaum sauberer: Seit Wochen habe ich meine Kleidung nur notdürftig gewaschen, trockene Klamotten habe ich schon lange nicht mehr. Die Nacht verbringe ich in einem verfallenen Rohbau. Mein Abendessen: das aufgeweichte Brot aus meinem Rucksack, das sich mit meinen Papierervietten zu einer zähen Masse verbunden hat. Ständig muss ich improvisieren: Am nächsten Abend du-

sche ich mich unter einem Friedhofsbrunnen - halb nackt, schließlich ist es dunkel. Als ich gerade die Gießkanne über den Kopf hebe, entdeckt mich ein altes Bauernpaar: Unter ihren wüsten Flüchen raffte ich hektisch meine Sachen zusammen.

Ein Abenteuer kann man nur im Nachhinein genießen, beim Erzählen. Ich weiß nicht mehr, wer das einmal geschrieben hat. Mein von Sonnenstich geplagtes Hirn denkt nur an warmes Essen und trockene Kleidung. Ich versuche, mich auf dieses Nachhinein zu freuen. Doch während ich im Hier und Jetzt leide, meinen Rucksack festzurre und mit schmerzdem Rücken weitermarschiere, beschließe ich erst einmal: Nächstes Mal gönne ich mir etwas, das mir gerade als der größtmögliche Luxus erscheint: Pauschalurlaub.

Text und Fotos: Annika Müller



◀ Einer von beiden bleibt heute morgen noch ein bisschen länger liegen.



LÄNDER SPÜREN. KULTUREN ERLEBEN. MENSCHEN VERBINDEN.

»kulturweit« – der Freiwilligendienst des Auswärtigen Amts
in Kooperation mit der Deutschen UNESCO-Kommission e.V.

Alle Informationen auf www.kulturweit.de
Telefon +49 30 80 20 20 – 300, kontakt@kulturweit.de



**BEWERBEN SIE SICH BIS
02. NOVEMBER 2009 FÜR
EINEN FREIWILLIGENDIENST
AB SEPTEMBER 2010.**



Der Glücks-Haase

Nino Haase ist 26, Student – und seit seinem Sieg bei »Schlag den Raab« dreifacher Millionär. Ein Gespräch über seine Zockerstrategie und sehr spezielle Geldsorgen.

Hat man als Millionär eigentlich besseren Sex?

Das musst du meine Freundin fragen. Ich habe bislang keine Veränderung festgestellt.

Wirklich nicht? Du hast Stefan Raab geschlagen und an einem Abend drei Millionen Euro abgeräumt – die höchste Summe, die je im deutschen Fernsehen zu gewinnen war. Du behauptest ernsthaft, am Boden geblieben zu sein?

Zugegeben: In den ersten Wochen hatte ich ein ganz gewaltiges Motivationsproblem. Ich promoviere zur Zeit in Chemie. Es ist mir zwar nicht in den Sinn gekommen, meine Doktorandenstelle aufzugeben. Aber ich konnte letztlich auch nicht verhindern, dass ich mich ein Stück weit verändert habe.

Inwiefern?

Eigentlich darf ein Mensch gar nicht so viel Geld gewinnen. Früher wurde ich spätestens beim nächsten Kontoauszug wieder in die Realität geholt, jetzt kenne ich keine Geldsorgen mehr. Wie kann man da normal bleiben? Ich war in den ersten Wochen nach der Show jedenfalls sehr dünnhäutig und dachte, alle würden immer nur auf das Geld anspielen.

Deinem Nachfolger als Raab-Bezwinger erging es schlecht: Der 500.000-Euro-Gewinner Hans-Martin wurde öffentlich als »Hass-Martin« beschimpft. Hast du ähnliche Erfahrungen gemacht?

Glücklicherweise nicht. Aber ich muss mit der plötzlichen Bekanntheit natürlich erst mal klarkommen. Die Bild-Zeitung wollte eine Ge-

schichte über unsere WG machen: »die reichste WG Deutschlands«. Wenn ich durch Mainz gehe, bleiben Leute stehen und gucken. Wenn ich abends ausgehe, wollen sich manche mit mir fotografieren lassen.

Und auch etwas von deinem Geld abhaben?

Bislang wollten nur zwei ehemalige Kollegen Geld von mir: Der eine hat etwas von einer völlig abstrusen, angeblich sehr teuren Operation erzählt – der andere hat gar keinen Grund genannt. Gut, dass sie mich nur telefonisch gefragt haben: In einem persönlichen Gespräch wäre ich wohl ausgerastet.

Wie viel Geld hattest du vor dem Millionengewinn?

»Auch wenn es blöd klingt: Geld verwalten kostet Zeit. Ich habe so gut wie keine Freizeit mehr.«

Immer zu wenig. Ich habe mir ständig Gedanken gemacht, woher ich Kohle kriege – wie alle Studenten: Reicht es noch für die nächste Miete oder muss ich wieder Schulden machen? Deshalb musste ich mich mit meinen Nebenjobs, zum Beispiel als Barkeeper, immer ziemlich krumm-machen.

Vor einigen Monaten warst du noch ein einfacher Doktorand mit einem Nettogehalt von rund 1000 Euro. Innerhalb eines Abends bist du dreifacher Millionär geworden. Wann wurde dir bewusst, dass du steinreich bist?

Als ich das erste Mal meine Bank angerufen habe: Ich habe nach ei-

ner Dispo-Erhöhung gefragt. Meine Bankberaterin bat mich, ihr einen beliebigen Betrag zu nennen. Verflucht, dachte ich, früher musste ich noch um 50 Euro feilschen, jetzt kann ich eine willkürliche Zahl dahin klatschen. Nach solchen Momenten nicht abzuheben, fällt mir schwer. Weil ich Bedenken habe, den Boden unter den Füßen zu verlieren, war ich auch schon bei einem Psychologen.

Was hat sich sonst noch verändert?

So blöd es sich anhört: Geld verwalten kostet Zeit. Ich habe ein schlechtes Gewissen, wenn die Millionen nur herum liegen und ich nichts Geseheites damit anfangen kann. Zusammen-

mit Bank-, Steuer- und Finanzberatern muss ich mir nun passende Konzepte überlegen. Ich habe deshalb so gut wie keine Freizeit mehr; Freunde und Familie bekommen mich erst spät abends zu Gesicht. Aber das ist Jammern auf hohem Niveau.

Das sind tatsächlich sehr spezielle Geldsorgen. Wohnst du eigentlich noch immer in deiner WG – oder mittlerweile in einer Luxusvilla?

Ich wohne immer noch in unserer WG. Da hat sich nichts geändert, es sieht auch noch genauso wüst aus wie immer. Allerdings habe ich einen neuen Staubsauger gekauft. Luxus würde ich mir eher beim Reisen gönnen: Mich reizt zum Beispiel die

Fußball-WM in Südafrika oder die Rugby-WM 2011 in Neuseeland. Ich habe meinem kleinen Bruder versprochen, dass wir dorthin fliegen.

Fühlst du dich als Millionär auch verpflichtet, anderen zu helfen?

Das kommt darauf an: Mir ist es wichtig, einen persönlichen Bezug zu einem Projekt zu haben. Wenn mich früher jemand auf der Straße um Geld angebettelt hat, habe ich ihm nichts gegeben. Heute bekommt der von mir auch nichts. Wieso soll ich mich da verantwortlich fühlen? Schließlich muss in Deutschland niemand auf der Straße sitzen.

Das Geld ist dir nicht wie beim Lotospiele einfach in den Schoß gefallen – du hast darum gekämpft. Wie schwierig war es, den Raab zu schlagen?

Es ist hart: Stefan Raab kämpft mit allen Mitteln, will unbedingt gewinnen. Er war mir gegenüber am Anfang der Sendung auch nur sehr kurz angebunden und sprach kaum. Erst ganz am Ende, als er ein paar Spiele gewonnen hatte, wurde er immer redseliger und hat so versucht, mich nervös zu machen.

Ohne Erfolg: Du wirktest sehr ruhig – und das, obwohl Millionen auf dem Spiel standen. Was war dein Trick?

Ich hatte das Glück, dass ich die ganze Zeit nur daran gedacht habe, Stefan Raab zu besiegen. Ich wusste, dass ich das kann. An das Geld habe ich währenddessen eigentlich kaum gedacht.

Das letzte Spiel der Show war eine simple Runde Billard: Ein falscher

Stoß hätte dich die drei Millionen gekostet. Was ging dir in dieser Situation durch den Kopf?

Ich weiß es nicht mehr. Das war der einzige Moment des Abends, an dem ich richtig Adrenalin gespürt habe. Als nur noch die schwarze Kugel auf dem Tisch lag, wusste ich: Jetzt geht es um alles. Ich hatte aber keinen Zweifel, dass ich sie versenken kann. Deswegen habe ich die Kugel auch so brachial hinein gehämmert.

Interview: Myriam Fennell, Fotos: Arne Magold



NINO HAASE wurde 1983 in Dresden geboren. Er hat an der Uni Mainz Chemie studiert. In seiner Freizeit spielt er Rugby oder kümmert sich um seinen knapp zweijährigen Sohn. Er lebt in Mainz, seine Freundin in München. Seit kurzem ist er Doktorand am Max-Planck-Institut für Polymerforschung.

In der Erfolgssendung SCHLAG DEN RAAB tritt jeweils ein Kandidat zum Live-Duell gegen Stefan Raab an. Die Kandidaten sollten eine Mischung aus Fitness, Geschicklichkeit und Allgemeinbildung mitbringen. Und sie müssen leidenschaftlich sein: Die werbelastige Sendung dauert bis zu fünf Stunden. Wer selbst gegen Raab antreten will, findet Informationen unter www.schlag-den-raab.de/bewerbung

Bitte lächeln!

Flüchtlingshelfer, Handwerksgesellen, Pop-Musiker, Neu-Millionäre ... »Die Armen & die Reichen« dieser Ausgabe verabschieden sich.

In der nächsten *Halbstark* grüßen an dieser Stelle: **Die Querdenker.**



Illustration: Dirk Henry

Impressum

Halbstark · ISSN 1866-8003 · Allende-Platz 1 · 20146 Hamburg · Tel. 040/41429881 · redaktion@halbstark-online.de

Herausgeber	Fachschaftsrat Journalistik, Uni Hamburg
Chefredaktion	Dominik Betz (ViSDP), Florian Diekmann
Chef vom Dienst	Mirko Marquardt, Jon Mendrala
Art Director	Mirko Marquardt
Redaktion	Nik Afanasjew, Myriam Fennell, Olivia Konieczny, Marina Leunig, Annika Müller, Sarah Hasse, Sabrina Staks, Catrin Zander
Fotografie	Arne Magold, Annika Müller, Daniel Seiffert (fotografie@halbstark-online.de)
Illustration	Dirk Henry (illustration@halbstark-online.de)
Anzeigen	Naima Ben M'Barek, Hendrik Schülke (anzeigen@halbstark-online.de)
Mit Dank an	Bascha Mika; proJournal e.V. – Verein der Freunde und Förderer des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg
Förderung	Medienstiftung Hamburg/Schleswig-Holstein, Rudolf-Augstein-Stiftung
Im Internet	www.halbstark-online.de · www.injektion-online.de